

schreibt der österreichische Publizist und Historiker Friedrich Heer (1916–1983) im Jahr 1970, also 54 Jahre alt, im Nachruf auf sich selbst, dazu aufgefordert von K. H. Kramberg. Dies ist eine der aufschlußreichen literarischen Informationen, welche die Judaistin Evelyn Adunka, geb. 1965 in Kärnten, in Wien Inhaberin eines Lehrauftrags für moderne jüdische Philosophie, in ihrer Biographie vorlegt, welche sie ausdrücklich eine „intellektuelle“ nennt, wenn es auch bei ihrem Gegenstand gar nicht anders möglich wäre. Denn Friedrich Heer war, wie auch sein Nachruf auf sich selbst bezeugt, das Musterbeispiel eines Intellektuellen österreichischer Prägung.

Die Verfasserin bemerkt, daß ihre Ausbildung ein fachhistorisches Urteil zu F. Heers Arbeiten über das Mittelalter nicht erlaube; aber ihre Mentalität ist offenkundig eine gute Voraussetzung dafür, diesen so komplizierten Charakter nahe zu bringen. Sie hat auch Verständnis für einen zwei Tage vor seinem Tod formulierten Text F. Heers, der sich „fast wie eine Rückkehr zu seinen

Ursprüngen“ lese und sich unterscheide von „seinen anderen späten und sehr bitteren kirchenkritischen Arbeiten“ (275). Die Deutsche Presse-Agentur hat die Todesnachricht mit der Bemerkung kommentiert, F. Heer habe „in Österreich als ein Wortführer des ‚Links-Katholizismus‘ gegolten“. Der Publizist wehrte sich gegen dieses Etikett und bemerkte einmal: „Der Verfasser bekennt gerne, daß er sich weit mehr als österreichischer Konservativer denn als Linkskatholik selbst versteht.“ Aber dieser Schriftsteller ist auf keine Formel zu bringen. In seinen Geschichtswerken zum Mittelalter erscheint er als begeisterter Anwalt des „Heiligen Reiches“, um dann dennoch aktualisierend die „religiöse Politik“ auf das schärfste zu verurteilen. Die Zeit Friedrich Heers, zu seinen Lebzeiten gepriesen und bestritten, ist heute vorbei. Dennoch lohnt sich die Lektüre dieser Biographie; Heers Probleme sind so aktuell wie je. Das Kreuz-Urteil des Bundesverfassungsgerichtes hat es deutlich gemacht.

O. Köhler

Kirche und Gesellschaft

DAIBER, Karl-Fritz: *Religion unter den Bedingungen der Moderne*. Die Situation in der Bundesrepublik Deutschland. Marburg: Diagonal-Verlag 1995. 197 S. Kart. 29,80.

Der schmale Band enthält als erstes eine Fülle von Informationen: über Struktur und Arbeit der beiden Großkirchen und ihre aktuelle Lage, über das Verhältnis der beiden Großkirchen zueinander, über die anderen christlichen Religionsgemeinschaften (Freikirchen), über die Weltreligionen in Deutschland, über die wachsende Zahl jener, die auf eine Zugehörigkeit zu einer Religionsgemeinschaft verzichten. Das umfangreiche, aus neuen empirischen Untersuchungen entnommene Material über die „organisierte Religion“ wird in einem weiteren Schritt im Hinblick auf einen gesellschaftlichen Wandel betrachtet, und zwar im Blick auf spezifische Zielgruppen: Arbeiter, Jugend, Frauen, Kirchenaustritte, Entwicklungstrends in den neuen Bundesländern. Das letzte Kapitel versucht, diese Befunde theoretisch unter den Begriffen Religion und Modernität einzuordnen.

In dieser Zusammenfassung sind die folgenden Ergebnisse wichtig: 1. Die gesellschaftlich greifbare religiöse Pluralität ist begrenzt, weil sie auf einer weitgehenden Übereinstimmung in den Grundwerten beruht. Die Frage bleibt, ob angesichts der Akzeptanz der Kirchen nicht eine Entpolitisierung festzustellen ist, auf Kosten der Provokation ihrer Wahrheit. 2. Die Kirchen werden – trotz der Kirchenaustritte – nicht nur als Organisationen bewertet; denn sie begegnen auch auf anderen Systemebenen, etwa in Diakonie und Seelsorge. Die Frage entsteht, wie das Selbstverständnis von ehemaligen Kirchenmitgliedern aussieht; denn sie sind dem kirchlich bestimmten Gesamtsystem nicht entkommen. 3. Eine Reform der Kirchen, weg von einer Volks- oder Anstaltskirche hin zu einer Gruppenkirche (Gemeindekirche) scheint nicht aktuell zu sein. Veränderungsbewegungen sind kaum sichtbar, zumal es den Kirchen gelingt, Elementen gruppenkirchlicher Aktivitäten in sich zu integrieren. Zu fragen ist, ob solche Vereinnahmungen nicht charismatische Aufbrüche ins Leere

laufen lassen. 4. Die lebensweltliche Verankerung der christlichen Religion gründet nicht mehr in einem konfessionellen Milieu. Der einzelne bestimmt zwar seine Teilnahme an religiöser Praxis in Häufigkeit und Form, aber auch dieses Verhalten wird durch jene Beziehungsnetze (Familie, Nachbarschaft) mitbestimmt, die die Entscheidung des einzelnen bestätigen und mittragen. Die „christlichen Grundgestimmtheiten“ der Umwelt sind also nicht geringzuschätzen. Hier lautet die Frage: Was bedeutet diese Erkenntnis für eine religiöse Sozialisation, für die Bewertung der christlichen Familie und der kirchlichen Gruppe?

Die ausgewogen formulierte Darstellung – religionssoziologisch rückgebunden an die Thesen von Niklas Luhmann – hebt zudem einiges deutlich heraus: die Unterschiede in der religiösen Praxis zwischen Ost- und Westdeutschland ebenso wie die offensichtlichen Differenzen in der Kirchlichkeit zwischen Katholiken und Protestanten. Sie stellt am Ende die schwierige Frage, wie Kirche als gesellschaftliche Institution zur Reproduktion von Kirchlichkeit beitragen könne. Ein nicht nur informatives, sondern ebenso anregendes Buch. *R. Bleistein SJ*

Religion: Grundlage oder Hindernis des Friedens? Hg. v. Walter KERBER. München: Kindt 1995. 289 S. (Fragen einer neuen Weltkultur. 12.) Kart. 36,-.

„Religion: Grundlage oder Hindernis des Friedens?“ So lautet mit provokativem Unterton der Titel der neuesten Veröffentlichung aus der Reihe „Fragen einer neuen Weltkultur“ – wie immer Vorträge und Diskussionen einer gleichnamigen Tagung wiedergebend –, die Walter Kerber für die Rottendorf-Stiftung herausgegeben hat. Angesprochen ist hiermit ein Dilemma, für das geschichtliche Beispiele in Vergangenheit und Gegenwart traurig zahlreich sind, und das für die christliche Religion vielleicht – wenn auch schlagwortartig-ungenau – mit zwei Bibelworten aufgezeigt werden kann: „Frieden hinterlasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch“ (Joh 14,27). Und: „Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert“ (Mt 10,34).

Dieses brisante Thema wird in der vorliegenden Publikation von vier Seiten angeleuchtet:

Der Religionswissenschaftler Carl-Albert Keller will in der Unbedingtheit und Ausschließlichkeit religiösen Erlebens den Kern religiöser Intoleranz aufweisen, zugleich aber in der gemeinsamen Erfahrung der alles Endliche weit übersteigenden Wirklichkeit des Absoluten den möglichen Keim religiöser Toleranz herausarbeiten. Der Soziologe Clemens Jürgenmeyer zeigt am konkreten Beispiel des indischen Ortes Ayodhya, wie politische, also außerreligiöse Entwicklungen bewirken, daß ein zwar nicht spannungsfreies, aber friedliches Zusammenleben von Hindus und Muslimen in Gewalt eskaliert. Der Politologe Thomas Meyer betrachtet die Problematik von Fundamentalismus und Universalismus als politische Kategorien und dies vor dem Hintergrund und dem Maßstab einer idealen rationalen Politik. Der Fundamentaltheologe Hans Waldenfels entwickelt zum Schluß die Thematik von Toleranz und Intoleranz anhand des Heilsbegriffs für ein konkretes Glaubensverständnis, nämlich das christlich-katholische.

Was die Lektüre des Buchs so lohnend macht, sind nicht nur die interessanten und zu weiterem Nachdenken anregenden Abhandlungen, sondern auch die sich anschließende Diskussion. Sie bietet vielfältige Ansatzpunkte zum Weiterdenken. Besonders wichtig scheint aber die in verschiedenen Diskussionsbeiträgen angemahnte Differenzierung der zu Kernbegriffen avancierten Vokabeln Toleranz/Intoleranz. Denn hier ist zu unterscheiden zwischen der Toleranz gegenüber Menschen, die eine andere religiöse Überzeugung hegen, und der Toleranz gegenüber diesen Überzeugungen selbst, wobei sich weiter die Frage stellt, ob letzteres Toleranz zu nennen sei oder nicht eher Gleichgültigkeit. Damit deutet sich an, daß das Friedenspotential der Religionen in ihrer ethischen Dimension zu suchen wäre, nicht aber in einer Veränderung des Gottesbezugs und der auch geistigen – in Theorie und Diskussion zu üben – Treue dazu. Oder, um es konkreter noch einmal für die christliche Tradition zu formulieren: Der Christ ist nicht angehalten, den Glauben eines Nichtchristen als (möglicherweise) gleich wahr zu verstehen. Aber es gilt sehr wohl: „Ein Diener des Herrn aber soll nicht Streit lieben, sondern freundlich gegen alle sein, lehrtüchtig und Böses mit Geduld ertra-